

Mit Liebe gemacht!

# »Selbstgebasteltes ist meistens nutzlos. Und passt deshalb so perfekt in unsere wunschlose Zeit«

VON ANJA RÜTZEL



Die Windlichte (und den Hund vorne) hat unsere Autorin gemacht

Ich musste eine kleinere Straftat begehen, um den Tapir zurückzuholen. Mein Freund und ich hatten uns getrennt, ich fuhr zu seiner Wohnung, als ich recht sicher sein konnte, dass er nicht da war, und beschwatzte den Nachbarn mit dem Ersatzschlüssel, mich kurz hineinzulassen – irgendeine hochkomplexe Geschichte mit Impfpas und überstürzter Reise nach Tadschikistan. In Wahrheit stopfte ich, einmal eingelassen, sofort den babyblauen, etwa handgepackgroßen Tapir aus Frotteestoff in meine Tasche. All die anderen Geschenke, die ich dem akut Verflorenen im Lauf von drei Jahren gemacht hatte – Bücher, Pullover, eine Uhr –, ließ ich zurück, sie sollte er ruhig haben oder auf den Müll werfen, mir egal. Nur den Tapir nicht, den hatte ich selbst gemacht.

Ewigkeiten hatte ich an seinem aufgestickten, ironisch-freundlichen Schiefmund gearbeitet, bis der Ausdruck in Kombination mit den aufgeklebten Wackelaugen perfekt war. Ähnlich knifflig ist das Geschenk, an dem ich gerade arbeite: Ich töpferne an einer Keksdose in Form eines bemützten Wesens, das halb wie ein Erdmännchen und halb wie Mark Forster aussieht, die äußerlichen Übergänge sind da ja fließend, was ich erst neulich entdeckt habe und nun in einem kleinen

Knetwerk dokumentieren möchte. Das Forstermännchen wird ein Weihnachtsgeschenk, wer es bekommen wird, weiß ich noch nicht, es will gut überlegt sein. Ich mache mir wenige Illusionen, was die Beliebtheit von Selbstgemachtem angeht.

Gebastelte Geschenke sind so etwas wie die Rosinen des Gabentisches: Die meisten Menschen würden sie am liebsten aus ihrem Geschenkmix picken, weil sie sie nicht mögen (was die rosinenverherrlichende Redewendung ignoriert). Ich kenne sogar Menschen, die bei jedem Schenkanlass vorher frech verlangen: Aber bitte nichts Selbstgemachtes! Vermutlich sitzt diese Ablehnung so tief, weil man an die – nach Abzug aller sentimentalen Gefühligkeiten – windschiefen Scheußlichkeiten denkt, die man als Kind für die lieben Eltern, Onkel, Tanten fabrizierte. In Gips für die Ewigkeit konservierte Patschehändchen mit Plakafarbenguss, der ikonische Inbegriff des Murkschens.

Die Urform des selbst gemachten Geschenks findet sich übrigens im Töpfchen, sagt Sigmund Freud: Das Kleinkind kann die Zuneigung und Nahrungsgaben seiner Eltern mangels Erwerbstätigkeit nicht mit einem materiellen Gegengeschenk erwidern, es kann nur den Wunsch der Eltern erfüllen, nicht in

die Windeln zu machen. Die wunschgemäß im Töpfchen platzierte Ausscheidung nennt Freud das »erste Geschenk«. Da ist man Jahre später mit einem schief umschnörkelten Türschild »Hier wohnt Familie Schmölke« aus Modelliermasse vergleichsweise exzellent besichert.

Prinzipiell kann ich die Abneigung gegen Bastelwaren sogar verstehen, ich bin auch kein Fan des seit Jahren grassierenden Handarbeitskults, des Manufakturwahns und des Zwangs, nur noch Kuscheldecken und gefilzte Topfuntersetzer zu kaufen, bei denen man die Familienverhältnisse des herstellenden Kunsthandwerkers bis in die dritte Schwippschwager-Ebene nachvollziehen kann. Doch sobald Weihnachten näher rückt, werde ich zum fleißigen Bastelbiber.

Das hat natürlich auch egoistische Gründe, denn basteln macht mir viel mehr Spaß, als einem tütenbehängenen Muli gleich durch Läden zu hecheln oder Schnitzeljagd mit dem Paketboten zu spielen, um meine online bestellten Geschenke einzutreiben. Warum soll nur der Präsentempfänger glücklich sein?

Erdmännchen modellieren ist mein Yoga, ich schalte ab, während ich erschaffe. Als ich einmal den diamantbesetzten Totenkopf von Damien Hurst nachbastelte, driftete ich beim endlosen Verkleben von Strasssteinchen gar in

eine Art Trance. Und wer kann das in der Vorweihnachtszeit schon von sich behaupten.

Leider habe ich keinen Kontakt mehr zum Schädelempfänger und weiß nicht, was er damit angestellt hat. Selbst gemachte Geschenke sind, ganz praktisch gesehen, ja meistens nutzlos. Und damit die passende Gabe in einer wunschlosen Zeit, in der die materiellen Bedürfnisse, zumindest in meiner, natürlich privilegierten, Blase, längst gestillt sind. Dort haben alle schon schöne Obstschalen, interessante Bücher, warme Socken, flauschige Morgenmäntel. Statt überflüssiger weiterer Exemplare schenke ich ihnen lieber selbst modellierte kleine Gespensterfigürchen, die man über Teelichte stülpen kann, deren Schein dann durch die perforierten Geisterbäuche leuchtet. Geschenke eben, die man zwar nicht braucht, aber auf jeden Fall auch noch nicht hat.

Ich würdige damit übrigens auch die historische Schenktradition. Die kommerziell unterfütterte Gabenkultur, die wir heute kennen, gibt es noch gar nicht so lange. Die ersten Liebesgaben, die bürgerliche Schmuser ab etwa 1815 verschenkten, waren strikt selbst gemacht, meist Briefe, Gedichte oder eine abgewackte Haarlocke. Dinge eben, die man, wie meine Geschenke, nicht kaufen konnte, die extrem persönlich waren.

Bei der Frage, ob sich der Beschenkte darüber auch aufrichtig freut, bin ich inzwischen schmerzfrei. Früher ließ ich mich schenkemäßig nur bei meinen Freunden (im Sinne von *boyfriend*) richtig gehen und drängte ihnen regelmäßig Selbstgemachtes auf, geschaffen in der wohligen Sicherheit, dass der Freund sie – ungeachtet ihrer objektiven künstlerischen Qualität – ja auf jeden Fall schön finden oder es zumindest glaubhaft vorgeben musste, wegen Liebe. Einem häkelte ich einen erstaunlich lebensecht aussehenden Kaktus, es muss einen Insiderwitz dazu gegeben haben, der mir jetzt nicht mehr einfällt. Ich nähte verschiedenen Männern verschiedene Stofftiere, neben besagtem Tapir fabrizierte ich ein Eselchen mit rührend unterschiedlich langen Beinen und ein Abbild von Piglet aus *Winnie-the-Pooh*, das aussah wie ein Shrimp mit angeklebten Gliedmaßen.

Ich gebe zu, dass manche meiner Geschenke möglicherweise etwas lästig waren. Im Englischen nennt man Gaben, deren Empfang einen vor logistische Probleme stellt – wohin mit dem grauslichen Ungetüm? –, *white elephant*: Angeblich schenkte der König von Siam in Ungnade gefallenen Häftlingen gerne einen kostbaren Albino-Elefanten. Ein vergiftetes Geschenk, weil völlig klar war, dass die Unterhaltskosten des seltenen Tiers den Beschenkten in kürzester Zeit ruinieren würden. Mein schlimmster weißer Elefant war ein riesiges selbst gemaltes Porträt meines damaligen Mitbewohners, das ich zu Weihnachten seiner Freundin schenkte. Er war exzellent getroffen, fand ich, und leider ging mir erst beim sehr umständlichen Transport im öffentlichen Nahverkehr auf, dass das sperrige Ding eine übergroße Einmischung in ihre Wohnraumgestaltung sein könnte.

Sie freute sich trotzdem, weil der Riesenschinken das persönlichste Geschenk war, das sie an diesem Fest bekam. Bei den besten selbst gemachten Gaben funktioniert das in zweierlei Richtung: Sie beziehen sich auf die Persönlichkeit des Beschenkten, und sie enthalten auch etwas vom Wesen des Schenkenden. Der Soziologe Marcel Mauss schrieb 1923 in seinem Buch *Die Gabe*, im Geschenk würden sich »Person und Sachen mischen«: Beim Herschenken gebe man einen Teil von sich, beim Empfangen nehme man ein Stück des anderen bei sich auf. Natürlich funktioniert dieser Austausch bei Selbstgeflochtem, eigenhändig Modelliertem und persönlich Bemaltem besser als bei Online-Bestellungen.

Ich liebe zum Beispiel Thomas Bernhard, und mein Lieblingsbild von ihm ist

ein Urlaubsschnappschuss, auf dem der sonst ja gerne mal minimal Grantige ausgesprochen vergnügt ein Eis isst. Leider war das Foto nirgends als Kunstdruck zu bekommen. Ein lieber Freund modellierte mir dann als Weihnachtsgeschenk aus Knete eine kleine, ungefähr Oscar-hohe Bernhard-Statue in exakt dieser Eislecksituation, wahnsinnig naturgetreu, selbst der Zungen-Rausstreck-Winkel war genau getroffen. Ich freute mich wahnsinnig.

Mit selbst gemachten Dingen umgeht man galant ein weiteres diplomatisches Problem, das beim Beschenken mitunter auftaucht: Wie teuer soll das Geschenk sein, damit sich keine peinliche Differenz zum Geschenk ergibt, das man seinerseits im Tausch erhalten wird? Wer ein Rind zum Geschenk erhält, muss ein Pferd zurückgeben, sagt ein chinesisches Sprichwort. Selbst gemachte Dinge brechen aus diesem Kostenvergleich aus, weil ihr Wert nicht zu beziffern ist. Streng nach dem Materialwert gemessen, mögen sie oft preiswert sein – andererseits aber, je nach Elaborationsgrad, auch unglaublich wertvoll, weil so viel Zeit in ihnen steckt, die heutzutage ja zu den kostbarsten, weil knappsten Ressourcen gehört.

Ein bisschen fies ist das schon, weil der Beschenkte beschämt erkennen muss, dass er den Zeitaufwand, der in besonders spektakulären Bastelarbeiten steckt, niemals zurückzahlen kann. Nicht einmal mit einer Designerhandtasche für 1000 Euro kann man ein in geduldigster Kleinarbeit aus Lebkuchenmasse gefertigtes Modell des kürzlich abgerissenen und jetzt schon schmerzlich vermissenden Lieblingsclubs aufwiegen. Wer Selbstgemachtes überreicht, zerschlägt das System der Schenkeökonomie und leistet aktiven Widerstand gegen das ungenehme Gefühl, dass die ganze Geschenke-sache, auf ihre grösste Struktur heruntergebrochen, eigentlich auch nichts anderes als ein kommerzieller Tauschhandel ist, bei dem man einen guten oder schlechten Schnitt machen kann. Selbstgemachtes bietet ein gutes Mausloch aus dem leidigen Geldschlamassel. Wenn man dafür nicht erst opulent einkaufen muss, sondern Vorhandenes verarbeitet, ist es auch noch die ökologischste Variante des Schenkens.

Und Bastelarbeiten sind die ehrlichsten Gaben – vor allem, wenn sie ein klitzekleines bisschen missraten sind. Denn auch Beziehungen, Freundschaften oder sonstige Schenkverhältnisse sind ja, bei hellstem Licht betrachtet, niemals ohne Dellen und Schrapper. Sie ähneln nicht glänzenden, butterledrigen, makellosen Yves-Saint-Laurent-Geldbörsen, sondern eher einer leicht schiefen, selbst geopferten Vase oder einer eigenhändig modellierten Hundeskulptur, bei der an der linken Hinterpfote die Glasur vergessen wurde. Die schönsten Geschenke spiegeln nicht unsere Kaufkraft, sondern unsere Bindung an den anderen Menschen. Und die kann, in Dinggestalt übersetzt, sehr gut ein ironischer Frottee-Tapir sein.

ANZEIGE

## Preisträger 2018

## Deutscher Lesepreis

Eine Initiative von Stiftung Lesen und Commerzbank-Stiftung

### Sonderpreis für prominentes Engagement



Bülent Ceylan

### Herausragendes individuelles Engagement in der Leseförderung

1. Preis  
Christian Meyn-Schwarze2. Preis  
Dorlis Lehr3. Preis  
Lucia Häcker

### Herausragendes kommunales Engagement in der Leseförderung

1. Preis  
IMPULS Deutschland  
Stiftung e. V.2. Preis  
jugendstil - kinder- und  
jugendliteraturzentrum nrw3. Preis  
Leseohren e. V.

### Herausragende Leseförderung mit digitalen Medien

1. Preis  
Grundschule  
St. Johannes Erpel2. Preis  
Universitätsprofessor  
Dr. Dr. Hans-Joachim Jürgens3. Preis  
Stiftung Polytechnische  
Gesellschaft

### Herausragende Sprach- und Leseförderung in Kitas

1. Preis  
Katholische Tageseinrichtung  
für Kinder Mariae  
Heimsuchung2. Preis  
Haus für Familien3. Preis  
IB Südwest gGmbH  
in Kooperation mit dem  
ERV Frankfurt am Main  
Kinder- und Familienzentrum  
Griesheim

### Herausragende Leseförderung an Schulen

1. Preis  
Friedrich-Dessauer-  
Gymnasium Aschaffenburg2. Preis  
Zeppelin-Grundschule3. Preis  
Grundschule  
„Am Stollen“

Mit dem Deutschen Lesepreis zeichnen Stiftung Lesen und Commerzbank-Stiftung innovative und nachhaltige Initiativen zur Leseförderung aus. Ziel der beiden Initiatoren ist es, den Blick der Öffentlichkeit für das vielfältige Engagement in der Leseförderung zu schärfen. Dabei werden sie unterstützt von den Kategorie-Paten Arnulf Betzold GmbH, Fachgemeinschaft buch.netz im Bundesverband E-Commerce und Versandhandel e. V., FRÖBEL e. V., MELO Group GmbH & Co. KG, PwC-Stiftung Jugend - Bildung - Kultur und Stiftung Kinder fördern - Zukunft stiften.

Weitere Informationen finden Sie unter [www.deutscher-lesepreis.de](http://www.deutscher-lesepreis.de)

## Rückblick 2018

Am 3. Dezember erscheint der große Jahresrückblick der ZEIT. Im Ressort Z:

### Was wurde aus dem Streit um die Essener Tafel?

Der Aufnahmestopp für Ausländer machte im Februar Schlagzeilen. Ein Gespräch zwischen dem Chef der Tafel und einem, der aus Protest ausstieg

Foto: Jannike Stelling für DIE ZEIT